

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 110

Posen, den 15. Mai 1929

3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraß.

(7. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Steffen fuhr auch wirklich. Schließ ein paar Stunden, tief und schwer, wachte auf, sprang aus dem Bett, wusch sich kalt, fuhr in die Kleider und nahm schnell sein Frühstück.

Zuerst schien es, als wollt das Wetter umschlagen. Ein paar dunkle Wolken am Himmel, graue dicke Duff. Aber gegen Mittag klärte es auf, brach die Sonne durch. Eine blasse, bleiche Winter Sonne, die langsam höher und höher kamm, an Kraft und Wärme gewann.

In Schlachtensee stieg Steffen aus, ging durch den Tunnel und zum See hinunter. Am Ufer stand er still und sah sich um. Aber an der verabredeten Stelle, wo im Sommer die kleinen Dampfer anlegten, kein Mensch. Ob sie schon abgedockt? Er wandte sich um. Nein. Oder schon auf dem Eis waren?

Er ging hinauf, blieb in der Mitte stehen, eine ganze Zeit, aber kein Bekannter. Auch sie nicht, Erika. Was jetzt beginnen? Hier bleiben oder zurückfahren? Ach, nun, wo er einmal draußen war! Eine Weile noch warten und dann einen tüchtigen Marsch machen und den Nerger verlaufen.

Er schritt zurück, stieg wieder ans Ufer, ging ein paar Schritte, als eine Gestalt den Weg vom Bahnhof herunterkam. Schnell, flink, als ob keine Zeit zu versäumen wäre. Schon vor weitem erkannte er sie. An ihrem Gang. Ihrer weißen Jacke, weißen Mütze. Am Arm ihre Schlittschuhe.

Ob sie ihn schon bemerkt hatte? Nein. Er wollte sie überraschen, trat beiseite, stellte sich hinter einen Baum, beobachtete sie.

Am Ufer stand sie still, sah aufs Eis, blickte sich um, hierhin und dorthin, und wie sie niemand entdecken konnte, traufte sie die Stirn, zog die Augenbrauen zusammen, machte ein böses Gesicht. Wie ein schmolldendes Kind.

Da kam er aus seinem Versteck hervor, lächelte, zog die Mütze, ging auf sie zu. Und wie sie ihn bemerkte, erhellen sich ihre Züge — mit einemmal blitzte es in ihren dunklen Augen auf. Wie ein Freudensehen.

Sie standen sich gegenüber, reichten sich die Hände. „Guten Tag, mein gnädiges Fräulein! Also wirklich erschienen?“

„Aber natürlich — das war doch abgemacht!“

„Recht so! — Eine Frau — ein Wort!“

„Und die andern?“

Steffen zuckte die Achseln.

„Niemand da?“

„Keine Seele.“

Dachte sie's doch! So war es immer. Erst stimmten sie zu, hatten das große Wort, waren Feuer und Flamme. Und nachher? — Waren sie müde, mußten ausschlafen, hatten keine Lust, blieben lieber zu Hause. Ihre Geschwister auch. Berta mochte nicht, Werner mochte nicht. Dachten sie aus, als sie ging. Es kam ja doch keiner, meinten sie. Warum erst anziehen? — Und so waren alle, alle. —

„Ist das nicht ärgerlich? — Was machen wir nun?“

„Was wir machen?“ — Er sah auf sie nieder. „Aber mein gnädiges Fräulein! Sehr einfach. Wenn die andern nicht verpöten oder nicht kommen — was neht das uns an?“

— Gar nichts — nicht die Spur! — Wir bleiben — wir laufen!“

„Ja?“ Sie nickte. „Das ist wahr — natürlich! Das tun wir auch, daran hab' ich gar nicht gedacht.“

Nun also! Sie gingen zusammen aufs Eis, setzten sich auf die schmale Holzbank vorn am Ufer. Ein Mann sprang eilig herzu, wollte dem Fräulein die Schlittschuhe anschnallen. Aber Steffen wehrte ab — nein, das wollte er selbst besorgen — ließ sich mit einem Knie nieder, nahm den kleinen Fuß in die Hand und schraubte die blinkenden Dinger fest.

Als er fertig war, erhob er sich, sah zu ihr auf: „Ist's gut so?“

Sie stand auf, prüfte, stampfte auf. „Ja, danke, sehr gut!“ „Einen Augenblick!“

Er setzte sich, schnallte selbst seine Schlittschuhe an, und sie blieb vor ihm stehen, wartete ruhig, bis er bereit war.

„So, und nun vorwärts! — Bitte schön!“

Sie reichte ihm die linke Hand.

„Nein, damit bin ich nicht zufrieden — Sie müssen mir schon beide Hände geben.“

„Warum denn?“ —



„Beil sich's besser läuft — viel besser —, so ist's recht.“ Und die Arme über Kreuz, liefen sie davon.

Steffen, von der Küste her, war halb auf dem Wasser groß geworden, verstand das Rudern und Segeln wie ein echter Fischer, hatte schon als kleiner Dreikäsehoch Schlittschuhe unter den Füßen gehabt. Aber eine Berlinerin? — Eine kleine Dandratte?

Er wunderte sich, war erstaunt über ihre Sicherheit, Gewandtheit. „Ei der Tausend! Was entdeckt man! Sie sind ja eine wahre Künstlerin auf dem Eise.“

„Finden Sie?“ — Sie trennte sich über das Tob, lächelte und erzählte, als er sie fragte. Ja, das war immer ihr Vergnügen gewesen — von Kind auf. Im Winter auf dem Eis laufen, Schlitten fahren, rodeln, und im Sommer am Ufer sitzen und lesen, Kahn fahren — sie eine Landratte? — O nein, sie war auch eine halbe Wasserratte, war hier am See groß geworden — wenn's auch nur ein Teich war — aber doch schön — da drüben lag ja ihr Elternhaus — ein paar Schritte hinter dem Bahnhof.

Bald hatten sie sich eingelaufen, verstanden sich, auch ohne Worte; sie überquerten den See, verweilten einen Augenblick bei der „Alten Fischerhütte“, nahmen wieder den Rückweg, suchten sich eine schöne, glatte Stelle, schlugen Bogen, „holländerten“, beschrieben Kreise, ließen sich los im Rundlauf und fasten sich wieder.

Rasch verging die Zeit, der allzu kurze Nachmittag. Die Sonne sank, verglühete hinter den Baumkronen, die Dämmerung kam, es wurde dunkel. Die ersten Lichter flammten auf — drüben am Bahnhof — und flimmerten durch die hohen Stämme.

„Es wird Zeit, sagte sie bedauernd, „ich muß nach Hause.“

„Aber warum denn? Solche Eile haben Sie doch nicht! Ober ist die Frau Mama gar so gestrenge?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, aber Papa.“

„Schade, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie leise.

Sie lenkten ans Ufer, setzten sich wieder auf die Bank. Steffen schnallte ihre Schlittschuhe ab, klopfte den Schnee von ihnen . . .

Dann gingen sie ans Land, den Waldhang hinauf, quer über den Fahrdamm und durch den Tunnel. Aber ihren Köpfen fuhr ein Vorortzug langsam, schwerfällig, polternd und rasselnd.

„Hoffentlich hält der Frost noch ein bißchen an. — Sie laufen wohl jeden Tag?“

Sie nickte eifrig. „Jeden Tag — vormittags und nachmittags — oder wir rodeln —, solange Eis und Schnee ist.“

„Recht so. Das laß ich mir gefallen. Schade, daß ein Stadtmensch sich das nicht leisten kann —“

Große, erstaunte Augen. „Aber warum denn nicht?“

„Na, wenn man kein Freiherr ist, noch eine kleine Nebenbeschäftigung hat —“

„Ach so.“

„Aber vielleicht nächsten Sonntag — wenn der Himmel uns wohl will —“

Vor dem eisernen Gitter, hinter dem das große, graue Landhaus lag, blieben sie stehen, gaben sich die Hand zum Abschied.

„Also auf Sonntag!“ —

Ein dumpfes Geräusch. Die schwere Tür fiel ins Schloß. Erika ging durch den Vorgarten — ihre Schritte hallten auf den Steinfliesen —, wandte sich noch einmal um, nickte und verschwand im Haus. —

Sie hatten Glück, trafen sich wieder. Das Wetter hielt sich. Ein paar Tage Südwind, weichere Luft, und dann wieder Schnee, Kälte, Frost.

Steffen fuhr hinaus — auch in der Woche —, ein paar Stunden über Mittag, wenn sich's irgend einrichten ließ. Und sie war immer da, fehlte nie. Wie eine schweigende Abmachung war's zwischen ihnen, wie ein Stellbischen, daß sie sich gaben . . .

Aber der Winter währte nicht ewig, ging langsam zu Ende. Die Sonne wurde wärmer, die Luft milder, Eis und Schnee zerschmolzen. Frühling nahte. Mit Wind und Wetter, Regen und Sturm. Und dann blauer Himmel, leichte Tage, das erste zaghafte Grün an Busch und Baum. —

Sowie das Wetter erträglich war, machte Steffen sich auf. Länger als eine Woche — fast zwei Wochen, daß er sie nicht gesehen, nicht von ihr gehört hatte. Ob sie wohl da war? Ihn erwartete? — Er kannte ihren Lieblingsplatz, wußte, wo sie zu finden war — sie hatte es ihm gesagt —, unten am Ufer — dicht am See —, da ging sie gern spazieren oder saß auf der Bank, las ein Buch, zeichnete in ihr Skizzenbuch.

Es war Spätnachmittag. Auf dem kleinen See blanke Sonnenschein. Ein paar Boote auf den glitzernden Wellen. Das Geräusch der Ruderschläge, das leise, wie gedämpft, herüberdrana. Eine Reihe blinkender Tropfen, die von den Riemen fielen . . .

Steffen kam den kleinen Waldhang herab, ging nach dem See hinunter. Aber nichts von ihr zu sehen, am Ufer nur vereinzelte Spaziergänger und ein paar Jungen, die am Landungssteg spielten und ihre Turnkünste zeigten.

Enttäuscht blieb er stehen, sah über das Wasser hin — mit leerem Blick. Warum war sie nicht gekommen? — Sie mußte doch wissen — oder konnte sich doch denken, daß er — nein, das hatte er nicht geglaubt.

Er wandte sich um, ließ sich auf der Bank nieder, schlug die Beine übereinander, nahm seine Mütze ab und legte sie neben sich. Das war ihr Platz, hier pflegte sie zu sitzen. Vielleicht war sie verhindert, hatte Besuch, irgendwelche Abhaltung — vielleicht kam sie noch? — Ja, er wollte warten — wenigstens ein Weilchen, ein paar Minuten . . .

Welche wundervolle Ruhe. Vor einer Stunde noch in Berlin, im Großstadtlärm, in einem Gewimmel von Menschen, in Dunst und Staub, und nun hier — diese Stille, dieser Friede, diese reine, klare Luft. Wie das wohlthat! — Er atmete tief auf, sog den frischen, herben Erdgeruch ein —

Da — ein leises Geräusch hinter ihm. Ein Knirschen im Kies. Wie von Schritten. Er drehte sich seitwärts, wandte den Kopf. Auf dem Weg eine schlanke Gestalt. In glattem, steifem Kleid und dunklem Hut. Die Jacke oder den Mantel überm linken Arm. In der Rechten ein Handtäschchen.

Er bog sich vor, äugte durch das noch kahle Buschwerk. Nun konnte er das Gesicht sehen, sie erkennen: Erika!

Sofort sprang er auf, nahm seine Mütze, bahnte sich einen Weg — mitten durchs Gebüsch. Da war er.

Sie fuhr zusammen, blieb wie angewurzelt stehen. Mit großen, erschreckten Augen.

„Also endlich! Wirklich noch gekommen? Er griff nach ihrer Hand, hielt sie fest.

Aber sie — in ihrer Überraschung — hatte sich nicht gleich in Gewalt, konnte nicht gleich antworten.

Er sah es. „Was ist denn? — Hab' ich Sie erschreckt, wie? O Verzeihung — das wollt' ich nicht —, aber die Freude, Sie wiederzusehen, Fräulein Erika —“

Das erste Mal, daß er sie beim Vornamen nannte. Sie wurde dunkelrot, schlug die Augen nieder, blickte seitwärts.

„Kommen Sie, lassen Sie uns ein Stückchen gehen — hoffentlich haben Sie ein bißchen Zeit, laufen nicht gleich wieder davon — bitte, bitte — zur Belohnung — denken Sie mal — den weiten Weg — den ich gemacht habe — ja, nicht wahr? — Sehen Sie, daß wußt' ich, Sie haben ein gutes Herz.“ Er trat einen Schritt näher, wollte ihr die Jacke abnehmen. „Aber erlauben Sie, daß ich —“

„Nein, danke, das ist nicht nötig — wirklich nicht.“

„Doch — doch — lassen Sie nur —, es ist mir ja eine süße Last.“

Sie lachte leise auf, gab nach, meinte fast schelmisch: „Müssen Sie denn immer Ihren Willen haben?“

„O nein — sonst nie —, nur dies eine Mal.“

Und während er die Jacke sammelte — mit aller Sorgfalt — und sie über den Arm legte, streifte er sie mit einem Blick. Dies glatte, lila Gewand mit den langen Ärmeln und dem kleinen Ausschnitt, aus dem der weiße Hals mit dem dunklen Kopf herauswuchs, das ihre schlanke Gestalt umfloß, ohne sie einzuengen —, war das jenes „Eigentkleid“, von dem ihr Bruder gespöttelt hatte? — Er sah es zum erstenmal, hatte sich eine ganz andere Vorstellung davon gemacht.

„Was sehen Sie mich denn so an?“ fragte sie verwundert, während sie weitergingen. „Ach, mein Kleid, nicht wahr? Und was sagen Sie? Finden Sie es auch so — so verriät?“

Er musterte sie wieder. „Verriät? Nein. Das nicht, zuerst wohl ein bißchen merkwürdig — in die Augen fallend, trotzdem es so einfach ist oder vielleicht gerade deshalb — weil es ganz anders ist, wie die Damen sich sonst anziehen — aber wenn man sich daran gewöhnt —, jedenfalls sehr eigenartig —, wie soll ich sagen —, sehr persönlich.“

Sie blieb einen Augenblick stehen, unterbrach ihn. „Sehen Sie, das ist es — persönlich! Das ist das richtige Wort — und das soll es auch sein.“

„Und es kleidet Sie — gar keine Frage —, steht Ihnen gut — sehr gut sogar!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald brennt . . .

Raum hat die volle Maiensonne ihre Kraft an Wald und Heide erprobt, da stellen sich mit unheimlicher Pünktlichkeit auch schon die Meldungen von den ersten Waldbränden ein. Die Ursachen sind immer die gleichen: leichtfertig weggeworfene Zigarettenreste, nicht gelöschte Lagerfeuer kampierender Wandertrupps. Leider ist in den meisten Fällen kein exakter Schuldnachweis möglich, und wenn wirklich eine Bestrafung erfolgt — wer gibt uns wieder, was die Natur in jahrzehntelangem Wachstum geschaffen hat. Die Dessenlichkeit muß ihre Wälder in der jetzt beginnenden warmen Jahreszeit unter ihren besonderen, aufmerksamen Schutz nehmen und rücksichtslos gegen alle Uebertretungen des Rauch- und Feuerverbots einschreiten, wenn der Volksgesundheit der Nutzen des Waldes erhalten bleiben soll. Die Schriftleitung.

Drei Tage brannte die Sonne auf den Rieserwald und dörnte das zottige salbe Gras, das vom Winter stehen geblieben ist, wie Haar, das man vergessen hat zu schneiden. Es knistert im Unterholz, bleich wie Gerippe liegen Bündel von Gerten umher, blank genagt vom Zahn des hungernden Wildes. In dem Birkenwald, der das bräunliche Dunkel säumt wie ein Gespinnst von Silber und Smaragd, schäkern die Elstern. Ueber den Wipfeln spannt sich seidigblau der Himmel. Es duftet nach Harz. Ein Linder Südwest, fern aus der Richtung der Seentette, hängt sich in die Zweige und säuselt wie warmer Föhn über die unregelmäßigen Platten braunroter Heide, die wie Bettvorleger vor dem Hochwald liegen. Von dort her schimmern helle weiße Kleider durch die Stämme. Jugend wandert. Frisch klingen die biegsamen Stimmen durch die heimlichen Gründe. Wir arbeiten uns durch halbmannshohe Farnwedel bis heran an den Hochföh, der die weite Schonung überragt.

„Feuer . . .!“ Wer hat den Ruf ausgestoßen? Ein Jagdaufseher in grünem Kittel kommt quer über die Schneide geprescht: „Bei der Jagdhütte brennt!“ Wir rennen durch den lichten Stangenort, überspringen einen Graben und erklimmen die nächste Anhöhe. Aus dem Grunde vor uns wirbelt Rauch, in schweren, fettigen Ringen schraubt sich der Qualm in die unbewegte Luft. Jetzt prasselt es lichterloh. Zwei Riesern stehen wie brennende Fackeln. Mit langen Sägen sind wir an der Brandstelle.

Der ätzende Geruch verstärkt sich. Qualm heizt die Augen. Am Boden züngelt eine gelbe Schlange. Bäume, von der Hitze zerpellt, krachen zu Boden. Borke knackt. Das Harz gibt neue Nahrung. Gierig züngelt die gelbe Schlange und tastet sich gegen die Riesernschonung vor. Schwärme von Blaumeisen und anderen kleinen Waldhängern fliehen vor dem Gluthauch seewärts, Drosseln zetern in den Büschen. Eine Elster kreischt. Sie hebt sich wie ein Kampflieger senkrecht in die Luft und läßt sich steil auf ihr Nest fallen. Schwaden wirbeln vorüber, das Nest ist eingehüllt in schwefelgelben Rauch. Zwei Rehe überspringen den Wildgraben in hoher Flucht, in der Schonung gadern die Fasanen, alles ist in tödlicher Aufregung vor dem flammenden Verhängnis, vor der gelben Schlange, die sich unbarmherzig weiterkriecht durch Gras, struppiges Heidekraut und ausgedörrte Nadeln.

Inzwischen kämpfen wir grimmig und verbissen. Jemand ist auf den Gedanken gekommen, dem Feuer mit abgebrochenen Zweigen zu Leibe zu gehen. Im Augenblick baumeln unsere Röde irgendwo, auf einmal haben wir handliche Jungkiefen in den Fäusten und dreschen wie unsinnig auf die gelbe Schlange ein. Neben mir schafft ein weihärtiger Forstmann, eine wuchtige Gestalt; er steht dicht unter der prasselnden Glut, umstäubt von Funkenregen, seine mächtige Faust führt die Art wie ein Rinderpießzeug. Es handelt sich jetzt darum, eine Schneise herunter zum Bach zu schlagen, um das Feuer abzuriegeln. Wir haben Verbündete bekommen. Ein Gesangsverein unterbricht seine Partie, um den Wald, „so hoch aufgebaut da droben“, zu retten. Das gibt neuen Mut. Fünf Grünröde und ein gutes Duzend Zivillisten vergießen jetzt ihren edlen Schweiß zum Wohle der Allgemeinheit, aber das Feuer hat den stärker aufkommenden Wind zum Bundesgenossen. Die gelbe Schlange faucht durch das Heidekraut. Wir schanzten, als gelte es unser Leben. Spaten klirren, Beile fressen sich in weiches Holz. Noch immer krachen die Äste herab, prasseln ganze Baumgruppen zusammen. Die heisenden Schwaden werden unerträglich. Die Schußhöhlen glühen. Der Wind entfacht Höllengluten. Wenn kein Wunder geschieht, haben wir die Schlacht verloren.

Das Unglaubliche tritt ein. In dem Augenblick, wo die Lohse über den Wildgraben zu schiefen droht, den ein gestürzter Baumriese wie eine feurige Brücke überquert, zügelt ein Landjäger seinen leuchtenden Fuchs auf der Blöße und brüllt etwas durch die hohle Hand, das wie „Feuerwehr“ klingt. Richtig, da blinkt es zwischen den Stämmen, und im Nu wimmelt der rauchende Wald von uniformierten Gestalten. Kommandos, kurz und scharf wie auf dem Exerzierplatz. Es ist wie ein inter-

essantes Spiel durch blaugraue Rauchschleier, die wie Fäden im Unterholz hängen. Und wir können beim besten Willen nichts mehr tun als glozen und staunen. Wir sind am Ende. Die Kleider stinken, im Halse würgt ein eigentümlicher Brechreiz, das Herz arbeitet matt, die Lungen sind ausgepumpt. So sitzen wir auf den Baumstämmen am Bach, froh der getanen Bürgerpflicht, und hören die Beile durch den Wald knirschen, den heisenden Stahl, der die fressende Feuerwelle eindämmt. Bisweilen zischt ein Wasserstrahl in die schwellenden Brände und peitscht die rote Glut, dann brodeln die dicken weißen Dampfsähe wie aus einer Kochpfanne empor.

In einigen Stunden ist getan, was möglich war, das Schlimmste abgewendet, der Brandherd isoliert, die Schonungen, der herrliche Hochwald gerettet. Aber grauig genug hat der rote Föhn gewütet. Ein schwarzes Leichenfeld zieht sich hügel- auf und hügelab, enthauptete Bäume starren, die Luft zittert und flimmert über der schwellenden Erdkruste. — Jemand aber zieht ein Wandertrupp durch die Berge, in goldene Ferientage hinein. Plötzlich fällt es dem jungen Führer schwer auf die Seele, daß er vergessen hat, die Kochlöcher wieder mit Erde abzudecken. Aber er tröstet sich und denkt: „Es wird schon nichts passieren.“ Er denkt es mit Leichtmut der Jugend und stimmt in das Marschlied der andern ein, indes in den Forsten an der Seentette eine Flammengarbe über die Wipfel schießt.

Dr. Kurt Reienburg.

Folgen der Prohibition.

Von Elizabeth Benson.

Aus dem neuen Buche einer dreizehnjährigen Amerikanerin, das unter dem Titel „Zwischen Siebzehn und Zwanzig, Junge Menschen von heute“ in den nächsten Tagen in dem durch die Herausgabe der Ehebücher von van de Velde auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Montanaverlag, Stuttgart, erscheint. (In Ganzleinen 5 RM.)

Wir Jungen von heute sind im wahrsten Sinne die Abkömmlinge von Streitern. Unsere Eltern befanden sich immer in Aufregung über irgend etwas, entweder waren es „Frauenrechte“ oder „Krieg“, war es nicht der Krieg, dann war's die „Prohibition“, war es nicht die Prohibition, dann war es — sonst irgend etwas.

Ueberhaupt die Prohibition — das ist so eine würdige Sache.

Wie tapfer fochten und bluteten unsere lieben Eltern dafür, und wir müssen jetzt die ganze Hestigkeit und Hitze dieses Brandes aushalten! Man braucht wohl kaum zu betonen, daß wir nicht mit erhobenen, bewundernden Augen auf das Schauspiel blicken, das unsere Eltern Millionen an Steuern kostet: unsinnige Summen für einen Schutz, der nichts taugt. Vor einem Gesetz, das von seinen eigenen Schöpfern übertreten wird, haben wir keinen Funken Achtung. Hätte es die ältere Generation mit Würde und gesundem Menschenverstand erdacht und durchgeführt, dann würde es keinem von uns einfallen, dagegen anzukämpfen. Denkt bitte an den Balken in euren Augen und an den Alkohol in euren Kellern!

Unsere Eltern legen der Prohibition zur Last, daß sie uns trinken lehre. Da können wir nicht zustimmen, denn die Geschichte zeigt, daß die jungen Männer immer tranken und noch trinken. Die Folgerung ist leicht: Das Volk wird trinken, einerlei ob die Gesetze es verbieten oder gestatten.

Und nun zu den trinkenden Mädchen. Niemand wird wohl ernstlich behaupten wollen, daß die Prohibition sie dazu veranlaßt oder davor bewahrt. Heutzutage rauchen die jungen Mädchen, während es ihre Mütter nicht taten, heute tragen sie kniefreie Kleider statt wallender Röde, die einst die Straßentheren überflüssig machten. Das trinkende und rauchende Mädchen ist ein Ausdruck oder vielmehr ein Ergebnis des Feminismus, den wir von unseren Müttern erben. Wenn die Jungens ein Recht dazu haben, weshalb nicht wir auch? Ich persönlich habe das Trinken unter meinen jungen Geschlechtsgenossinnen sehr, sehr selten beobachtet. Es fällt mir natürlich nicht ein, die Möglichkeit zu leugnen. Auch unsere so oft hervorgezerrte sexuelle Freiheit ist mehr Prahlerei als Tatsache. Es macht uns eben Spaß, die Menschheit zu ärgern und zu erschrecken.

Etwas aber müssen wir der Prohibition doch ins Schuldkonto schreiben: Es ist einfach unmöglich, guten Alkohol offen zu kaufen und zu genießen. Ich spreche jetzt natürlich von den Jungens. Die jungen Männer haben gar keine Gelegenheit, geistige Getränke mäßig zu genießen und zu lernen, was man trinken darf und was nicht. Diese Unmöglichkeit treibt sie dem Alkohol geradezu in die Arme. Aus Widerspruch gegen das sinnlose Gesetz tun sie es erst recht. Die „Speat-easies“*) sind der heimliche verbotene Zauber. Wenn wir aus dem Alter der Räuberjagd herauswachsen, setzen wir das Spiel mit dem Abenteuer fort und sammeln „Speat-easies-Karten“. Man denke doch, welche Erre-

*) Verbotener Alkoholausschnitt, der natürlich nur Eingeweichten und zwar gegen Ausweiskarten, zugänglich ist

gung es für ein Mädchen ist, wenn sie zu ihrem jungen Freund sagen kann: „Dein Klub ist zu weit, gehen wir heute mal zu Jacks. Ich habe eine Karte!“

Bei Jacks ist der gute Alkohol natürlich sündhaft teuer, vorausgesetzt, daß er überhaupt vorhanden ist, und unsere Trinktustigen genießen ein höllisches Gebräu aus schauderhaftem Kornbrand und minderwertigem Ingwer. Selbst heute, in dieser freien Zeit, würden es nur wenige Männer wagen, ihre Freundinnen in ein zweideutiges Lokal der East-side**) zu führen,

**) Der östliche, keinen besonders guten Ruf genießende Stadtteil Newyorks.

wenn man sie in ein anständiges Gasthaus zu einer Flasche guten Wein einladen könnte. Genau so wenig würde der Kavaliere den Schnaps zu den Tanggesellschaften mitbringen; aber es fehlt ja überall die Möglichkeit, mit einem guten Getränk öffentlich aufzuwarten. Die Prohibition hat Qualität verboten und Quantität gegeben. Sie nahm uns die Achtung vor dem Gesetz und gab uns eine Handvoll „Speak-easies-Karten“. Wir danken nicht dafür — aber wir nehmen sie an.

Die boshafte Tante Christine. Eufstige Anekdoten.

Tante Christine hat viel Geld, ist aber sonst der Schrecken der Umwelt, nämlich ihrer schandbar spizigen Zunge wegen.

Kürzlich hatte sie ihren Nefen durch eine boshafte Bemerkung schwer gereizt, so daß er sich hinreißen ließ, zu sagen:

„Von euch Weibern stammt alles Uebel!“

„Sehr richtig,“ antwortete Tante Christine, „denn Ihr Männer stammt ja von uns.“

„Meine Frau und ich sind beide zusammen jetzt siebzig Jahre alt,“ sagte eines Tages Onkel Gottlieb zu ihr, der viel Mühe hatte, so etwas auszurechnen.

„Ja,“ meinte Tante Christine, „deine Frau ist die Sieben und du bist die Null.“

„Ich habe gelesen, daß eine Krankheit immer die schwächsten Teile des Körpers angreift,“ sagte Tante Rosalinde.

„Dann weißt du jetzt, warum du so oft Kopfschmerzen hast,“ antwortete Tantchen Christine.

Tante Rosalinde rühmte die Treue ihres Ehemannes. „Er schaut nie einem hübschen Mädchen nach,“ sagte sie.

„Das hat er in seinem ganzen Leben noch nicht getan,“ bestätigte Tante Christine mit Impertinenz.

Ein anderer Nefse Tante Christines war ein Dichter, so ein windiger Lyriker, der nach den höchsten Sternen griff. „Nach meinem Tode wird man dort, wo ich gewohnt habe, eine Tafel anbringen!“ sagte er.

„Ja,“ erwiderte Tante Christine mit sanftem Hohn, „es wird draußstehen: Möbliertes Zimmer zu vermieten!“

Tante Christine erhielt von ihrer Nichte zum Geburtstag eine prachtvoll ausschauende Brosche geschenkt. „Aber liebste Tantchen,“ sagte die Nichte, als sie nach einiger Zeit wieder zum Besuch kam, „warum hast du denn die schöne Brosche nicht angelegt, die ich dir schenkte?“

„Weil du auch nichts angelegt hast!“ entgegnete das liebe Tantchen.

Tante Christines Nefse war ein junger Arzt. Onkel Gottlieb fragte ihn, wie es denn mit der Praxis stehe. „Ach Gott,“ sagte der junge Anfänger, „ich bin über Nacht wieder sechsmal gewetzt worden.“

„Warum kaufst du dir denn kein Insektenpulver?“ fragte Tante Christine mit scheinheiliger Bosheit.

„Denkst euch, gestern besaß die unausstehliche Frau Kuschevich die Freiheit, mir zu sagen, ich sei keine echte Menschenfreundin,“ sagte Tante Christine.

„Und was hast du erwidert, Tantchen?“

„Sie möge bedenken, daß sie keine echte Blondine sei!“

Jener Lyriker, Tantchens Nefse, hatte sich in einer Pension eingemietet. Nach vier Wochen zog er aus. „Er muß jetzt wohl herausbekommen haben, daß es dort kein Bad gibt,“ meinte Tante Christine.

Deutsche Werkstudenten in Amerika.

Soeben haben mit dem Hapagdampfer „Hamburg“ 28 deutsche Werkstudenten die Ausreise nach Newyork angetreten, um in amerikanischen Betrieben ihre praktischen Kenntnisse zu erweitern. Die Wirtschaftsbildung der Deutschen Studentenschaft in Dresden, die derartige Stellen vermittelt, arbeitet schon seit langer Zeit mit den in Betracht kommenden amerikanischen Organisationen zusammen. In der Regel bleiben die deutschen Werkstudenten 1 bis 2 Jahre in den Vereinigten Staaten und kehren dann zur Beendigung ihres Studiums wieder nach Deutschland zurück.

Eine Insel als Schießscheibe.

Dicht vor der Küste von Malta liegt ein Inselchen, das die englische Flotte seit jeher als Schießscheibe benutzte. Die einzigen Lebewesen, die auf dem Eilandchen sich aufhalten, sind Seevögel, die sich bisher durch die Schüsse aus den Rieskanonen der Kriegsfahrzeuge nicht vertreiben ließen. Kürzlich ließ das neue große Linien Schiff „Nelson“ seine Kanonen von mehr als vierzig Zentimeter Kaliber auf das Inselchen einwirken. Die Schußdistanz war so gewaltig, daß der „Nelson“ sogar denjenigen, die aus der Ferne mit einem Feldstecher dem Schießen zusahen, fast unsichtbar blieb. Man nahm bloß jedesmal, wenn ein Schuß trachte, die Feuerblitze wahr. Bei dem ersten direkten Treffer erhob sich eine mit Steinen vermischte Staubwolke, wie wenn eine Vulkaneruption stattfände. Der zweite Treffer änderte das Aussehen der Insel, denn er sprengte einen Teil der Felsen, die wie eine Lawine niedergingen. Das Projektil, das diese Verwüstung anrichtete, wog mehr als tausend Kilogramm. Wurde die Meeresfläche getroffen, so schossen Springbrunnen in die Höhe.

Die genaue Schußdistanz, auf welche das Linien Schiff „Nelson“ seine Projektile niedersausen ließ, wird geheimgehalten, aber jedenfalls kann man sagen, daß die von ihr erzielten Distanzen vor dem Weltkrieg als fabelhaft bezeichnet worden wären. Der „Nelson“ ist nun nach Majorca abgedampft, um sich dort mit der englischen Flotte für den Atlantischen Ozean zu vereinigen. Diese Flotte wird mit jener des Mitteländischen Meeres kombinierte Übungen abhalten auf Grund strategischer und taktischer Probleme, die für die Verteidigung des britischen Reiches von Lebensinteresse sind.

Zitronen und Apfelsinen im Haushalt u. Medizin.

So sehr wir auch im allgemeinen auf ausländische Nahrungsmittel verzichten sollen, soweit sie irgendwie entbehrlich oder durch gleichwertige inländische ersetzbar sind, so notwendig ist uns in gesunden und kranken Tagen im Haushalt die Zitrone. Keine zweite Frucht gibt es, die eine so vielseitige Rolle im Haushalt spielt wie sie. Abgesehen von den Kernen ist alles an ihr verwendbar: Fleisch, Saft und Schale. Zur Zubereitung von verschiedensten Saucen und Speisen, allerlei Backwerk und Cremes liefert der Saft oder die Schale der Zitrone ein unersehbliches Gewürz. In der heißen Jahreszeit ist sie als ausgezeichnetes Erfrischungsmittel geschätzt und begehrt. Ihr größter Wert jedoch besteht wohl darin, daß sie auf dem Gebiete der Medizin von großem Nutzen ist. Schlaflosens wird sie, eine halbe Stunde vor dem Schlafengehen als Limonade gegeben, als Schlafspenderin. Ihre vorzügliche Wirkung auf den kranken Organismus ist darauf zurückzuführen, daß sie alle Gifte wie Nikotin und Coffein schnell in den Darm befördert. Auch Stoffwechselkrankheiten werden mit großem Erfolge mit dieser Süßfrucht behandelt. Wie wohlthuend eine heiße Zitronenlimonade für einen Fieberkranken ist, haben wohl schon fast alle Menschen erfahren. Aber nicht nur als Medizin mäßig genossen, ein vorzügliches Mittel zur Stärkung der Gesundheit und der Widerstandsfähigkeit des Körpers, da sie außerordentlich reich an Vitaminen ist. Ein Beweis für ihre Nährhaftigkeit und gleichzeitige Bekömmlichkeit ist darin zu erblicken, daß Kinderkliniken den Zitronensaft als Nahrungsmittel sogar schon bei ihren jüngsten Patienten erfolgreich anwenden.

Fröhliche Ecke.

■ Was ist paradox? Wenn ein Matrose im Mastkorb Hunger hat. — Wenn sich jemand den Fuß bricht im Handumdrehen. ■

* Komplikation. „Herr Schaumgold, wer brüllt denn so im Nebenzimmer neben Ihrem Privatkontor?“ „Mein stiller Sozjus.“ *

Der Tischnachbar. „Gnädigste, ich kann Gedankenlesen.“ „Dann nehmen Sie's mir nicht übel!“ *

* Schmiere. „Wo ist der Apfel für Tells Knaben?“ „Tell hat ihn gegessen, Herr Direktor, weil Sie ihm den Vorschuß verweigern.“ *

* Definition. „Ein Gentleman, kebes Kind, das ist ein Mann, dem man niemals seine Frau, aber unbesorgt seine Brieftasche anvertrauen kann.“